Die Stadt, in der ich aufgewachsen bin, ist laut dem Internet „eine große selbständige Stadt mit rund 70.000 Einwohnern“. Wie sich das Wort „groß“ in den Satz eingeschlichen hat, ist mir bei Besuchen in diesem ruhigen Idyll schleierhaft. Man verbringt hier inmitten der Natur eher einen Kurzurlaub: Aus der Tür tretend, ist man umgeben von Wald und Wiesen, und nachts sind die Sterne fast so klar sichtbar wie sonst nur am Atlantik. Annähernd urban hat es sich hier zuletzt in meiner Kindheit angefühlt. Als das letzte freie Grundstück, deutlich später als die Nachbarschaft, bebaut wurde, diente der Rohbau eines spitzwinkligen Einfamilienhauses trotz Klettergerüst und Sandkiste im Garten fortan als unser Spielplatz: diverse Sandhügel, gestapelte Baumstämme, ungesicherte Betontreppen, große Wasserpfützen und allerlei Baustellenprovisorien. Mit seiner Fertigstellung und dem Einzug der neuen Bewohner kehrte die Ruhe ein. Geblieben ist mir der Reiz an dem unfertigen, fragmentarischen Stück Stadt.

Man hätte nun also annehmen können, als im letzten Winter die Berliner Verkehrsbetriebe ihr Bauschild an der unserer Wohnung gegenüberliegenden U-Bahnstation anbrachten, und darüber informierten, dass für die nächsten 12 Monate (eher 18), die Hochbahn, das Gleisbett und das Bahnhofsgebäude in Stand gesetzt würden, eine gewisse Freude bei mir aufkommen müsste. Nach den ersten 11 Monaten lässt sich festhalten: Visuell ist es tatsächlich ein großartiges Spektakel. Die oberirdischen Schienen liegen direkt auf Höhe unserer Fenster im zweiten Obergeschoss. Es wird gebuddelt, gestemmt, gehämmert, geschweißt, geschliffen, gestrichen. Baugerüste werden auf- und Tage später wieder abgebaut. Holzplanken als Schallschutz verkleiden erst 20 Meter rechts, dann 20 Meter links die Stahlstruktur. Ein gigantisches Zelt wird errichtet, zusammengepackt und wenig später wieder aufgestellt. Mal brennen Strahler die ganze Nacht; dann scheint alles still zu stehen. Die Straße wird auf drei Spuren verbreitert, dann auf eine reduziert, die Durchfahrt gesperrt. Autos werden abgeschleppt, versetzt und der Verkehr zum Erliegen gebracht. Es gibt nur eine Kleinigkeit, die dieses Schauspiel trübt: Es wird nicht geräuschlos aufgeführt.

Ton an!

Kirsten Klingbeil

fragt sich, ob der unerträgliche Baustellenlärm vor ihrer Tür jemals aufhören wird

Text **Bernhard Schulz**

Reise durch die Archäologie von morgen

Virtuelle Rundgänge führen durch die Ausstellung über die Arbeit von Tsuyoshi Tane im Schweizerischen Architekturmuseum in Basel. Eine Reise durch die Gedankenwerkstatt des Architekten, in der alles Architektur zu sein scheint.

Eine Wunderkammer, ja ein Wunderland ist es, das sich hinter dem Eingang des Schweizerischen Architekturmuseums (SAM) in Basel auftut. „Archaeology of the Future“ ist die Ausstellung überschrieben, und schon zu Beginn des Rundgangs verwirrt das erste Objekt – eine Art Materialcollage, aber in einer an eine Figur erinnernden Gestalt. Dann aber wird es unübersichtlich, obwohl doch alles wohlgeordnet auf unterschiedlich hohen Tischen steht, Modelle, gern aufgeschnitten, Materialien und Objekte. Und alle Wände dicht bedeckt mit Fotografien, Zeichnungen und Diagrammen. Die Botschaft ist klar: Hier ist eine Werkstatt, hier kann alles Architektur sein oder umgekehrt, hier ist alles, wie es der Titel der Ausstellung sagt, Archäologie, Ausgrabung aus einer nicht allzu fernen Zukunft. Die Ausstellung wird leider nicht wiedereröffnet, durch die Räume führen derzeit virtuelle Führungen.

Tsuyoshi Tane ist der Architekt, der dort sein Metier ausbreitet. Der gebürtige Japaner arbeitete bei Henning Larsen und danach bei David Adjaye in Paris, wo er 2006 mit zwei Partnern das Büro „Dorell Ghotmeh Tane“ gründete, 2017 dann sein eigenes Atelier. Im Grunde werden in der Ausstellung, die zuvor schon in Tokio und in São Paulo zu sehen war und für Basel nochmals aktualisiert wurde, also zwei Bürogeschichten gezeigt. Sowas ist immer ein wenig problematisch, weil sich Tane auf diese Weise die Lorbeeren alleine ansteckt, die dem Dreierbüro gebühren, und das sind keine kleinen. Denn Dorell Ghotmeh Tane sind die Sieger des 2006 entschiedenen Wettbewerbs für das Estnische Nationalmuseum, dessen Bau erst ein volles Jahrzehnt später abgeschlossen war und das einer der neuartigsten Museumsbauten des 21. Jahrhunderts ist.

Nicht allzu viele ausländische Besucher werden dieses Haus kennen, das buchstäblich aus der Landebahn eines früheren, riesigen sowjetischen Militärflughafens emporsteigt – nicht in der Hauptstadt Tallinn, sondern abgelegen am Rande der beschaulichen Universitätsstadt Tartu, dem einstigen, überwiegend deutschsprachigen Dorpat. Größer kann der Kontrast gar nicht sein, fährt man mit dem Linienbus hinaus zum Nationalmuseum, frisch angelegt sind die Straßen, denn natürlich war das Militärgelände abgeschirmt von der Bevölkerung und doch immerzu präsent. Die Entscheidung, hier, an einer der sichtbarsten Narben der sowjetischen Fremdherrschaft, die nationale Geschichte dieses kleinen Landes sichtbar zu machen, war im Wettbewerb vorgegeben, aber was Tane und seine Partner daraus gemacht haben, ist große und sprechende Architektur. Man geht durch die breite Glasfront hinein unter das riesige Dach, das die Breite der für die größten Militärtransporter berechneten Landebahn aufnimmt und allmählich in diese hineingleitet, als ob das Museum – will sagen, die Nation – sich unter der Last der Betonbahn gerade erst erhebt. Ein Gutteil der Ausstellungsfläche ist daher tageslichtfrei im Untergeschoss angeordnet.

Gegenüber diesem – wie man heute sagt, „ikonischen“ – Bau haben es die weiteren Entwürfe Tanes schwer. Sowohl von der Dimension her, vor allem aber wegen der meist fehlenden Realisierung. Eine Reihe weiterer Museumsentwürfe hat Tane vorgelegt, darunter mit dem Rimbaud-Museum eines der in Frankreich beliebten, nichtsdestotrotz schwierigen Gattung der Literaturmuseen. Dafür nimmt er eine Mühle, entkernt sie und schafft einen Raum von geradezu Piranesischer Qualität, mit Treppen und Durchblicken. Und ohne Objekte; stattdessen sollten Rimbauds Verse gelesen werden.

Es versteht sich, dass die Konversion von altem Gemäuer am ehesten dem Gedanken einer zukünftigen Archäologie nahekommt; aber auch für zeitgenössische Bauten, wie den Entwurf eines Kaufhauses in Yokohama, sucht Tane Anknüpfungen in einer verschütteten Vergangenheit – hier derjenigen des ersten Hafens, der sich dem Westen gegenüber öffnete. Der Kaufhausentwurf für Tokios buntes Quartier am vielgleisigen Nahverkehrsbahnhof Shibuya ist ganz Jetztzeit, eine aufgetürmte Kommode mit herausgezogenen Schubladen passend zur Shopping-Manie der Metropole. Daneben traditionelle – oder traditionell scheinende – Wohnhäuser für stille Seitenstraßen, etwa in der Kaiserstadt Kyoto. Das erst im letzten Sommer eröffnete, mittelgroße Museum für zeitgenössische Kunst in Hirosaki hingegen verweigert sich jeder nationalen Zuordnung. Aus fein reliefiertem Ziegelmauerwerk aufgerichtet, teils mit offenem hölzernen Dachstuhl, ruft es eher Bilder von Scheunen in der italienischen Po-Ebene auf – Bilder einer Vergangenheit, die auch in der Zukunft liegen kann. Dass Tane ein sicheres Stilempfinden besitzt und das bei Laden- und Restaurantgestaltungen in Paris oder Mailand unter Beweis stellt, versteht sich von selbst.

Was gibt Tane seiner Arbeit als Leitmotiv vor? „Wir streben danach, Architektur zu erschaffen, die niemand je gesehen, erlebt oder auch nur sich vorgestellt hat.“ So steht es als erster Satz in dem schönen, sehr japanisch-noblen Begleitbuch zur Schau, die neugierig macht auf ein Œuvre, das erst im Entstehen begriffen ist und viel erwarten lässt. Und in der Tat, Tane ersinnt Architektur, die, sollte man sie eines Tages in der Zukunft ausgraben, wohl staunen lassen wird.

Blick in einen Ausstellungsraum im SAM.
Unten: Das Estnische Nationalmuseum in Tartu, 2016 fertiggestellt.
Fotos: Tom Bisig; Eesti Rahva Muuseum/DGT

Tsuyoshi Tane: Archaeology of the Future

SAM Schweizerisches Architekturmuseum
Steinenberg 7, 4051 Basel, Schweiz

www.sam-basel.org

Bis 28. Februar

Die virtuellen Führungen sind kostenlos